

I. 239. (A.c.12.)

**Erhardt-Josef Hofstetter**, Markgrafenstraße 5, 76437 Rastatt

**I. 239. (A.c.12.)**

## **Erhardt-Josef Hofstetter**

**Rastatt**

### **Oberweiers Bürgermeister durfte erst mal im Amt bleiben**

*Im Frühjahr 1945 war Erhardt-Josef Hofstetter 19 Jahre alt. Er wohnte mit seiner Familie in **Oberweier bei Lahr**. Obwohl gehbehindert, wurde er als „kriegsverwendungsfähig für den Arbeitseinsatz“ eingestuft. Auf Anordnung der NSDAP-Kreisleitung musste er in den Wochen vor Kriegsende, Fahnen, Führerbilder etc. aus dem Bürgersaal der Gemeinde entfernen und in ein Versteck bringen. Die Sachen sollten nach dem „Endsieg“ wieder leicht hervorgeholt werden können. Herr Hofstetter zerschlug mit Absicht dabei einen Büstenkopf „unseres geliebten Führers“ – „das war wie eine zwanghafte symbolische Befreiungshandlung“. Der Vater musste noch kurz vor Kriegsende zusammen mit dem Bürgermeister an die „Front“ nach **Oberschopfheim**. Er schildert wie die Franzosen **Oberweier** besetzten. Zwangsarbeiter, die beim Bürgermeister arbeiten mussten, sagten aus, er habe sie wie Familienmitglieder behandelt. Der Bürgermeister, unversehrt von der Front zurückgekehrt, wurde daraufhin zunächst wieder ins Amt eingesetzt. Erinnert sich auch an den „Dorfbot“, der mit einer großen „Ortsschelle“ Anweisungen der Franzosen bekannt machen musste. Herr Hofstetter beschäftigt sich offensichtlich auch heute noch mit dieser Zeit. Hat auch ein Nazi-Gedicht „angesichts jetziger Zeitereignisse“ umgeschrieben.*

So habe ich im Frühjahr 1945 in Oberweier bei Lahr (jetzt ein Ortsteil von Friesenheim/Ortenaukreis) die letzten Tage des Krieges und das Kriegsende erlebt. In jenen Frühjahrstagen 1945 war ich als gehbehinderter (Beinprothese) 19-Jähriger zwar laut Musterungsbescheid noch „kriegsverwendungsfähig für den Arbeitseinsatz“, nicht für den Fronteinsatz. Trotzdem wurde ich im Frühjahr 1945 im Bürgersaal des Rathauses in Oberweier als Volkssturmmann „auf den Führer“ vereidigt. Ich hatte auf Weisung des Bürgermeisters „Befehle“, die mit der Gemeindeverwaltung zusammenhingen, auszuführen.

Mein 46 Jahre alter Vater und der etwas ältere Bürgermeister waren zum Volkssturm an die „Front“ befohlen worden. Da kam die schriftliche Mitteilung der Kreisleitung der NSDAP über den Bürgermeister an mich, ich solle den mit nationalsozialistischen Emblemen ausgestatteten Bürgersaal in der Weise ausräumen, dass insbesondere die „Bilder unseres Führers“ und die Fahnen in Verstecke gebracht werden, von wo sie nach dem „Endsieg“ leicht wieder hervorgeholt werden könnten.

Der Bürgermeister Jakob Lauer, Malermeister, verabschiedete sich mit Tränen in den Augen von mir. Er hinterließ seine Gemeinde, seinen Malereibetrieb und ein Dutzend ihm zugeteilter ausländischer Arbeiter,

die er offenbar anständig behandelt hatte. Er ging mit meinem Vater in Richtung „Front“, das war Oberschopfheim. „Der Feind“ kam von Norden, aus Richtung Offenburg, das wusste man.

Ich, gleichermaßen katholisch und nationalsozialistisch erzogen, glaubte an den „Endsieg“ nicht mehr. Ich ging in den Bürgersaal. Ein gleichaltriges Mädchen namens Elfriede, das mit ihren Eltern von Marlen nach Oberweier evakuiert worden war, half mir, die mir übertragene Aufgabe zu erledigen. Sie nahm mit meiner Zustimmung die Fahnentücher an sich. Wochen später zeigte sie mir, dass sie damit beispielsweise selbst genähte Schürzen umsäumt hatte. Das im Bürgersaal hängende Führerbildnis, eine Gemäldeimitation mit Rahmen in der Größe von etwa 50 x 70 Zentimetern, schob ich unter einen großen Schrank. Vor zwei sich überkreuzenden Hakenkreuzfahnen in der Ecke stand auf einem hohen Podest eine dunkelfarbige Führerbüste.

Nun tat ich etwas, worüber ich mich heute noch wundere. Das war wie eine zwanghafte symbolische Befreiungshandlung für mich: Ich drehte die metallene Fahnenspitze der Deutschen Arbeitsfront, ein von einem Zahnrad umgebenes Hakenkreuz darstellend, von der Fahnenstange ab. Sie war sehr griffig. Ich schlug damit mehrmals auf den Büstenkopf „unseres geliebten Führers“. Elfriede kehrte bedächtig und stumm das von ihm übrig gebliebene Trümmerhäufchen aus Gips zusammen.

Dazu fällt mir ein, dass wenige Wochen vorher ein „Jugendführer“ aus Lahr zu mir kam und im Befehlston zu mir sagte: „Ich ernenne Sie zum Fähnleinführer“. Der Fähnleinführer war der „Jugendführer“ für die Orte Oberweier, Oberschopfheim und Heiligenzell. Auch über das Bürgermeisteramt bekam ich ein Schreiben, das ich der einzigen im Dorf noch verbliebenen Lehrkraft, der Lehrerin Meining (+), zu übergeben hatte und das die „Einladung“ zu einer Feier im Bürgersaal enthielt. An diese Feier und das Gedicht, das dabei vorgetragen wurde, erinnere ich mich noch. Das Gedicht lautete:

*„So lange ein Volk noch Krieger gebärt, ist es gerecht,*

*so lange ein Volk zum Kampf sich bekennt, ist es nicht schlecht,*

*wenn aber ein Volk vom Paradiese träumt, kommt es in Not,*

*und wenn ein Volk sein Schwert zerbricht, ruft es den Tod.“*

Für mich selbst habe ich dieses Gedicht angesichts jetziger Zeitereignisse umgeschrieben:

*„Wer sich zu seinem Glück bekennt, ist gerecht,*

*Wer vom Paradiese träumt, ist nicht schlecht.*

*So lange ein Volk nur noch Krieger gebärt, kommt es in Not*

*Und wenn ein Volk den Verstand verliert, ruft es den Tod“.*

Ich fuhr mit dem schlauchlosen, dafür mit einem Hartgummiseil ummantelten Fahrrad nach Oberschopfheim zu einer größeren Gaststätte mitten im Dorf, in deren großem Saal ich einen Haufen Gewehre sah, die von Volkssturmännern in die Hand genommen und begutachtet wurden. Es waren keine deutschen Karabiner, sondern Beutegewehre. Die Männer munkelten davon, dass der „Kommandeur“ des örtlichen Volkssturms ein „ganz strenger Hund“ sei.

Das kleine Dorf Oberweier war ruhig und wie ausgestorben als ich von Norden her Panzergeräusche hörte. Ich ging nach Hause. Aus dem Fenster schauend, sah ich dann eine Reihe Soldaten, sich sichernd und umschauend, die die Riedstraße, in der ich mit meinen Eltern und vier Geschwistern wohnte, entlanggingen.

Tags darauf kam Karl Rotter, ein Mann aus der Nachbarschaft, zu uns und sagte zu meiner Mutter die befreienden Wort, dass mein Vater alles so weit gut überstanden habe, nur müssten ihm Zivilkleider gebracht werden. Meine Schwester Klara erzählt heute noch von ihrem schweren Gang, den sie vom Unterdorf an abgestellten Panzern und sie herrufenden französischen Soldaten vorbei bis ins Hinterdorf am Waldrand machen musste, mit den Zivilkleidern für den Vater in der Tasche.

Mein Vater kam nach Hause und erzählte, dass er mit dem Bürgermeister zusammen bei Oberschopfheim hinter einem Rain an einem Feldweg in Deckung lag. Die feindlichen Soldaten schossen in den Feldweg hinein auf alles, was sich bewegte. Der Bürgermeister und mein Vater mussten den Feldweg aber überqueren, um in Richtung des schützenden Waldes entfliehen zu können. Da sagte der Bürgermeister zu meinem Vater: „Stefan, jetzt müssen wir sterben.“ Das mussten sie nicht, sie rannten um ihr Leben in den Wald und in die Freiheit.

Wenige Tage später bekam ich im Hause des Bürgermeisters und Malermeisters mit, dass französische Offiziere bei ihm erschienen. Er saß mit diesen im Wohnzimmer. Seine „Zwangsarbeiter“ wurden vernommen. Sie sagten alle durchweg, sie seien von dem Chef sehr gut, wie eigene Leute aus der eigenen Familie, behandelt worden. Dies führte dazu, dass der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter der NSDAP von den Franzosen zunächst als Bürgermeister wieder ins Amt eingesetzt wurde. Darüber war sein Sohn in meinem Alter, der als verwundeter Soldat zu Hause war, sehr überrascht. Er hatte mit dem Schlimmsten gerechnet und hatte in einem Vorraum den Ablauf der Dinge belauscht und abgewartet.

Am Tag nach der Besetzung durch französische Truppen humpelte „Krischan“, der „Dorfbot“, mit der großen Ortsschelle in der Hand durchs Dorf. Nachdem es kräftig „geschellt“ hatte, hörte ich durchs Fenster seine laute Stimme, die jeden Satz beendete mit „...wird erschossen!“. Ich hörte, dass er auch von Waffenbesitz sprach und dass er zum Schluss laut verkündete: „Wenn einem französischen Soldaten etwas passiert, werden zehn Deutsche erschossen.“

Hans Hebel, der Seniorchef eines Furnierschälwerks in Oberweier, bei dem ich „kriegsdienstverpflichtet“ war, schulterte sein Jagdgewehr und ging damit, sichtbar für jedermann, durchs Dorf, um das Gewehr im Rathaus abzuliefern. Das war mein letzter mir verbliebener Eindruck von den Tagen des Kriegsendes in Oberweier.

***Erhardt-Josef Hofstetter***